

Hans Magnus Enzensberger Ach Europa!



Subrkamp

suhrkamp taschenbuch 1690

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit der Katastrophe der europäischen Zivilisation vergangen. Aber unser Kontinent ist nicht endgültig untergegangen. Welche Folgen hat seine Rekonstruktion in Ost und West gezeitigt? Von welchen Defekten ist er entstellt, und wo sind seine Chancen zu suchen?

Ach Europa! – ein spannungsreiches Buch europäischer Abenteuer, geschrieben von einem Dichter, der sich als Reporter verkleidet – auf klügste, auf souveränste Weise.

»Klug und witzig – ein Glücksfall!« (Aachener Volkszeitung). Phänomenal« (El País). »Ein kleines literarisches Fest« (Die Presse, Wien). »Der Seufzer eines Ungeduldigen« (Allgemeine Zeitung, Mainz). »Genial, zum Wimmern komisch, ein hoher Lesegenuß, trostreich ironisch« (Basler Zeitung). »Unfaßbar« (taz). »Tiefschürfend« (Dagens Nyheter). »Sieben Welten fanden einen Autor« (François Bondy, Bücherpick). »Locker in die Tiefe bohrend« (Capital). »Chroniqueur de l'époque« (Emois, Lausanne). »Gepflegte Langeweile« (Die Welt). »Mischung aus Ernst und Spott« (Die Zeit). »Irritierende Schludrigkeit« (FAZ). »Wirr« (Merkur). »Schwachbrüstig«, »Gestichel« (Süddeutsche Zeitung). »Poetisch und dokumentarisch« (Hess. Rundfunk) »Lustvoll-intellektuell« (Luzerner Neuste Nachrichten). »Journalistisch-literarische Glanzstücke« (Pariser Kurier). »Gefühlvoll, verzweifelt, skeptisch bis zum Sarkasmus« (Rheinische Post). »Verblüffende Meisterschaft« (St. Galler Tagblatt). »Hans Magnus Enzensberger is a phenomenon« (Times Literary Supplement).

Hans Magnus Enzensberger, 1929 in Kaufbeuren geboren, lebt heute in München. Sein Werk im Suhrkamp und Insel Verlag ist am Ende dieses Bandes verzeichnet.

Umschlagabbildung
unter Verwendung einer Collage
von Jirí Kolář

7. Auflage 2018

Erste Auflage 1989

suhrkamp taschenbuch 1690

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-38190-8

Hans Magnus Enzensberger
Ach Europa!

Wahrnehmungen
aus sieben Ländern
Mit einem Epilog
aus dem Jahre 2006

Suhrkamp

Inhalt

- 7 Schwedischer Herbst (1982)
- 51 Italienische Ausschweifungen (1983)
- 119 Ungarische Wirrungen (1985)
- 177 Portugiesische Grübeleien (1986)
- 235 Norwegische Anachronismen (1984)
- 315 Polnische Zufälle (1986)
- 381 Spanische Scherben (1985)
- 449 Epilog: Böhmen am Meer (1987)

Schwedischer Herbst

Die Wahlparty

»Ganz egal für wen wir stimmen, und was dabei herauskommt: Sozialdemokraten sind wir doch alle«, sagte der Herr in der abgetragenen Tweedjacke und prostete mir mit einem Wasserglas voll Rotwein zu.

Seine Bemerkung überraschte mich nicht; denn die Wahlparty, zu der ich eingeladen war, fand im Hause eines bekannten Ideologen der Arbeiterbewegung statt, in der Vasastadt, drei Treppen hoch ohne Aufzug, und ich hatte den Eindruck, daß man hier ganz unter sich sein wollte, um den bevorstehenden Wahlsieg Olof Palmes zu feiern. Man schrieb das Jahr 1982, und Palme war auf dem Höhepunkt seiner Karriere, die vier Jahre später so tragisch enden sollte.

Die Wohnung war sorglos und bescheiden eingerichtet, fast ein wenig vergammelt: zusammengewürfelte Stühle, alte Plakate an den Wänden, Bücher in rohgezimmerten Regalen. Ein Hauch von Ikea lag über dem Ganzen. So wohnen bei uns in Berlin oder in Frankfurt die jungen Lehrer-Ehepaare, die Hörspiel-Dramaturgen, und jene Kunsthistoriker, denen es gelungen ist, eins der immer seltener werdenden Promotions-Stipendien zu bekommen.

In solchen Zimmern riecht es nicht nach Geld, Prestige, Karriere; ich lehnte mich beruhigt zurück, um, in Erwartung der ersten Hochrechnungen, ein Stück Räucherfleisch vom Pappteller zu verzehren. Der Kopfarbeiter aus der Bundesrepublik ist es ja gewohnt, in derartigen komfortablen Ecken und Nischen, fern der Macht, zu leben.

Dann allerdings, an der improvisierten Bar im Korridor, fing eine hilfreiche Seele an, mich aufzuklären. Der Herr in der Tweedjacke war, wie sich herausstellte, beileibe

kein Sekretär der lokalen Lehrgewerkschaft, sondern ein gefürchteter Journalist, der böse Leitartikel für die größte konservative Zeitung des Landes schrieb; der etwas zu elegant gekleidete Herr, der sich eben ein Stück Käse aus der Küche holte, war ein Stockholmer Star-Architekt; die mürrische Frau in Turnschuhen hatte jahrelang an der Spitze des Sozialministeriums gestanden; der Zeichenlehrer mit den grauen Schläfen war gar kein Zeichenlehrer, sondern ein ehemaliger Botschafter; und sogar die Dame mit dem Photoapparat, die den ganzen Abend lang knipste, ohne daß sich jemand um sie gekümmert hätte, war keineswegs eine gewöhnliche Reporterin oder die Tante des Gastgebers, sondern eine der reichsten Erbinnen des Königreichs Schweden.

Ohne es zu ahnen, bin ich in eine Gesellschaft geraten, die jeder empirische Soziologe, ohne zu zögern, als die Machtelite des Landes bezeichnen würde, auch wenn die Anwesenden eine solche Charakterisierung weit von sich weisen dürften. Scheußlicher Ausdruck, »Machtelite«; und an keinem Punkt der Erde, nicht einmal in Tirana oder Pnom Penh, könnte er unpassender klingen als hier in Stockholm.

Irgendwo in einer Ecke steht ein kleiner Fernseher. Die Gäste unterhalten sich angeregt; die Stimme des Ansetzers geht unter; auf die ersten Ergebnisse werfen die Anwesenden nur hie und da einen kurzen Seitenblick. Von Spannung, Aufregung, »Wahlfieber« keine Spur. Schon in den Tagen vor der Wahl war mir die unerhörte Gelassenheit aufgefallen, mit der die Schweden ihren Wahlkampf hinnehmen, die stoische Manierlichkeit der Redner. In den meisten demokratischen Ländern ist dies der Moment, in dem die graue Routine der Parteipolitik zum öffentlichen Theater wird. Die Wahl ist Schau-

kampf, Karneval, Reinigungsritual – eine Art rhetorischer Fußballmeisterschaft, bei der angestaute Aggressionen und unterdrückte Leidenschaften sich Luft machen: ein Ventil für die Frustrationen, die Niederlagen und Enttäuschungen des politischen Alltags. Besonders dann, wenn die Völker das Gefühl haben, es stehe ihre Zukunft auf dem Spiel, gleicht der Wahlkampf einem zerstörerischen Potlach, einer nationalen Rauferei, bei der erlaubt ist, was sich sonst verbietet: die offene Rivalität, die rücksichtslose Polarisierung, der Ausbruch von Haß, Unzufriedenheit und Feindschaft.

Niemand wird behaupten wollen, den Schweden fehle es einfach an Gründen, sich aufzuregen. Der Staatshaushalt soll, wie ich höre, ein Defizit von 78 Milliarden Kronen aufweisen; jeder Schwede, der die Zeitung liest, weiß, daß er mit 38000 Kronen verschuldet ist, und das macht für das Staatswesen insgesamt gut 300 Milliarden; was die Arbeitslosigkeit betrifft, so spricht die offizielle Statistik von 170000, aber jeder begreift, daß dies eine Milchmädchenrechnung ist und daß die wahre Zahl eher bei 500000 liegen dürfte. Und als wäre dies alles noch nicht genug, haben die Gewerkschaften, rechtzeitig zur Wahl, auch noch ein Monster-Projekt auf die politische Bühne geholt, einen utopischen Elefanten (sagen die einen), einen King-Kong der Ökonomie (sagen die andern): die berühmten Arbeitnehmer-Fonds, ein geradezu ideales Streitobjekt, das in jedem andern Land der westlichen Hemisphäre einen ideologischen Bürgerkrieg ausgelöst hätte. Wenn ich diesen Vorschlag richtig verstanden habe (ich wäre allerdings nicht der einzige, der sich in seinen Fußangeln und Gummiklauseln verheddert hätte), so läuft er auf eine ebenso einfache wie dreiste Forderung hinaus: Die Kapitalisten sollen den Strick bezahlen, an dem die Gewerkschaften sie erwürgen wollen.

Aber so unhöflich drückt das in einem ordentlichen Land wie Schweden natürlich niemand aus. Und vielleicht ist es auch gar nicht so ernst gemeint; vielleicht war die Idee nur ein Versuchsballon; vielleicht wollte nur der eine oder andere Linke ein bißchen Leben in die Bude bringen, und nach ein paar bösen Wahlplakaten, ein paar vorsichtigen Interviews, ein paar Untersuchungskommissionen wird der Plan dann sowieso zu den Akten gelegt. Nach und nach versichert mir der eine oder andere Anwesende, der mit Olof Palme Tennis spielt oder Sommerausflüge macht, dem künftigen Premier sei gar nicht so wohl bei dem Gedanken, und er habe ihn in der Tat nur aufgegriffen, um den einen oder andern Gewerkschaftsbaron zufriedenzustellen . . .

Mag sein. Aber je länger ich darüber nachdenke, desto fadenscheiniger kommen mir derart taktische Erklärungen vor. Der tiefe Orgelton der Harmonie, der hierzu-lande alle politischen Äußerungen begleitet, muß andere, weit mächtigere Gründe haben.

Wenn ein Intellektueller vor einem Rätsel steht, dann fällt ihm gewöhnlich ein Begriff ein. Diesmal ist es der alte Gramsci, der mir in meiner Not zu Hilfe eilt. In seinen theoretischen Schriften spielt das Konzept der *Hegemonie* eine entscheidende Rolle. Die Sozialdemokratische Partei, so kommt es mir vor, ist in Schweden weit davon entfernt, eine Partei unter anderen zu sein. Sie spielt eine hegemoniale Rolle, und das heißt, sie bestimmt die Spielregeln, denen alle anderen Mitspieler folgen müssen, um politisch zu überleben.

Am Vorabend der Wahl traten die Chefs aller Parteien, die im Reichstag vertreten sind, in einer Fernsehdiskussion auf. Dabei ging es, wie nicht anders zu erwarten, so anständig, fair und gemessen zu, daß manche Zuschauer

vor dem Fernsehschirm einschließen. Von der ersten Sekunde an begriff ein jeder, wer der Häuptling der Häuptlinge war: nicht etwa der amtierende Ministerpräsident, sondern der Vorsitzende einer Partei, die sich, formell betrachtet, in der Opposition befand. Olof Palme trat auf, als wäre er der Gastgeber, der Hausherr, der Champion; und er spielte diese Rolle nicht kraft seines persönlichen Charisma, kraft seiner rhetorischen Gaben. (Zum geborenen Landesvater fehlte ihm die Schwere; er war zu intellektuell, zu beweglich, zu großstädtisch, um Verehrung oder gar Ehrfurcht zu erregen.) Wenn er also der Herr der Situation war, so war er das kraft seines Amtes. Er behielt das letzte Wort, weil er eine Gruppierung vertrat, die die schwedische Gesellschaft ideologisch, moralisch und politisch beherrscht, und zwar ganz unabhängig davon, ob sie an der Regierung ist oder nicht.

Diese Kraft ist so stark, daß sie sämtliche Bewegungen ihrer Gegner bestimmt. Wer gegen sie opponiert, pflegt sich für seine Opposition gewissermaßen zu entschuldigen, und zwar amüsanterweise oft, ohne es zu bemerken. Das beginnt bereits bei den Namen, unter denen die anderen Parteien antreten. Die Konservativen nennen sich, als schämten sie sich, Konservative zu sein, »Gemäßigte Vereinigungspartei«; den Liberalen kommt ihr eigener Liberalismus offenbar verdächtig vor, und so haben sie sich einen volkstümlichen Spitznamen ausgedacht; die alte Bauernpartei versteckt sich hinter einer Bezeichnung, die so neutral ist, daß sie fast gar nichts bedeutet.

Es ist ein altes vulgärmarxistisches Mißverständnis zu glauben, die politische Macht sei in den Banktresoren zu Hause. Mindestens ebenso stark fällt ins Gewicht, was in den Köpfen der Menschen vorgeht, an welche ungeschriebenen Gesetze sie sich halten und welche Sprache

sie sprechen. Das schwedische Bürgertum hat keine eigene Sprache mehr, kein Selbstbewußtsein und keine politische Kultur. Schon das Wort »borgerskapet« hat einen anrühigen, zumindest aber einen defensiven Klang. Insofern ist es auch kein Wunder, daß die sogenannten »bürgerlichen Regierungen« seit 1976, abgesehen von ein paar Nuancen, nichts anderes betrieben haben als die Fortsetzung sozialdemokratischer Politik unter anderem Etikett: sie haben die Steuerlast vermehrt, die öffentlichen Ausgaben gesteigert und die Staatsquote erhöht.

In einer solchen Gesellschaft haben die Reichen, scheint es, wenig zu lachen. Ja, wenn es nur die Steuern wären! Die wollten sie, als anständige Staatsbürger, wenn auch ungern, so doch pünktlich bezahlen. Was sie viel mehr kränkt, ist der Umstand, daß niemand Verständnis für ihr schweres Los aufbringt. Sie öffnen ihre Haustür mit einer entschuldigenden Geste. Nur durch Zufall, gleichsam aus Versehen sind sie zu ihrem Geld, zu ihrer Villa gekommen. Auch ist es nicht so, daß sie auf ihrem Reichtum bestünden. Im Gegenteil, er ist ihnen eher lästig, er fällt auf, er gibt Anlaß zu Mißverständnissen. Man könnte sie für unbescheidene Leute oder gar für Spekulanten halten, und das fänden sie ausgesprochen kränkend. Mit einem Wort, sie fühlen sich überflüssig, mißachtet, ausgeschlossen; und wenn sie sich zu einem schüchternen Protest aufraffen, so fällt er hilflos und kleinlaut aus. (Nie werde ich mich, ohne zu lachen, an den nachtblauen Jaguar erinnern, der am Wahlsonntag vor dem Grand Hôtel Saltsjöbaden stand, und auf dessen Fondscheibe in Gestalt eines Aufklebers der folgende Stoßseufzer zu lesen war: »Das Volk ist gegen die Arbeitnehmer-Fonds.«

Unterdessen hatten sich die Reihen der Gäste gelichtet. Niemand beachtete die Zahlenkolonnen auf dem Bildschirm. Die wichtigsten Personen, für den Außenstehenden nur durch ihre auf die Spitze getriebene Unauffälligkeit erkennbar, waren verschwunden, sobald der Wahlsieg sich abgezeichnet hatte; vermutlich waren sie ins Hauptquartier der Partei gefahren, wo die ersten Personalentscheidungen getroffen wurden. Die Hinterbliebenen waren beim Nachtschisch angelangt, einem vorzüglichen Wildbeereneis, das aus Pappbechern gelöffelt wurde, als der Sieger des Abends auf der Mattscheibe erschien. Was er sagte, konnte mich nicht mehr in Erstaunen versetzen. Großmütig reichte er seinen Gegnern »die ausgestreckte Hand«; väterlich ermahnte er sie, nun müsse es Schluß sein mit der Konfrontation; Rücksicht auf ihre Ansichten verhiess er den Unterlegenen; allen verirrtten Schafen bot er, ganz der gute Hirte, Verzeihung und Versöhnung an; im milden Glanz der sozialdemokratischen Hegemonie konnte das Land zur Tagesordnung übergehen.

Ich aber nahm ein Glas Portwein in die Hand und verfiel, während die letzten Gäste ihre Mäntel zuknöpfen, in eine längere Grübelei. Wahrscheinlich bin ich zu lange geblieben. Je mehr ich über den Abend nachdachte, desto exotischer und wunderbarer kam mir dieses Land im Norden vor. Alles, was ich während des Wahlkampfes gehört hatte, ließ darauf schließen, daß ich im Reich der Vernunft und der Einsicht, der Solidarität und der Rücksicht gelandet war. Ich hatte einem edlen Wettstreit beigewohnt, in dessen Verlauf sich alle Beteiligten nur über eines den Kopf zerbrachen: wie den Arbeitslosen und den Krüppeln, den Rentnern und den Zukurzgekommenen zu helfen war. Hier schien niemand an seine eigenen Interessen zu denken. Niemand appellierte an die niedri-

gen, selbstsüchtigen Instinkte, von denen andere Gesellschaften besessen waren. Wenn ich da an mein eigenes Land dachte, an die Bundesrepublik, stieg eine häßliche Regung in mir auf – der Neid. Meine Landsleute erschienen mir als eine Horde von Egoisten und Asozialen, die sich der Verschwendung, der Prahlerei und der Aggression hingaben.

Es sah ganz so aus, als wäre den Erbpächtern dieser politischen Kultur, den Sozialdemokraten, ein Projekt gelungen, an dem schon ganz andere Regimes, von der Theokratie bis zum Bolschewismus, gescheitert waren: nämlich die Zähmung des Menschen. Während ich durch die verlassen Straßen der Hauptstadt in mein Hotel zurückstolperte, fragte ich mich, wie ihnen dieses Wunder geglückt sein mochte. Ich sah die Leuchtreklamen der Monopole, die Flut von Waren in den Schaufenstern, die Polizisten und die Betrunkenen. Mitten im Kapitalismus soviel Eintracht, soviel Solidarität, soviel Selbstlosigkeit? Ich kam an den riesigen Backstein-, Granit- und Sandsteinburgen des Östermalm vorbei mit ihren kupfergrünen Türmen, den steingewordenen Monumenten der schwedischen Bourgeoisie, und – soll ich es zugeben? – ein kalter Zweifel faßte mich an. Ich fragte mich nach dem Preis dieses Friedens, nach den politischen Kosten dieser Umerziehung, ich fing an, überall das Verdrängte und seine Wiederkehr zu wittern, den modrigen Geruch einer allgegenwärtigen, sanften, unerbittlichen Pädagogik.

Am Nybroplan war ich einer kleinen Depression nahe. Da fiel mir ein Mann ein, dem ich, ein paar Tage zuvor und ein paar Schritte weiter, in einem häßlichen, modernen Bürohaus begegnet war: ein Emporkömmling, ein *nouveau riche*, ein Selfmademan. Wohlmeinende Freunde hatten mich vor diesem »häßlichen Schweden«

gewarnt. »Was versprichst du dir davon, ihn kennenzulernen?« hatten sie mich gefragt. »Das ist ein Spekulant, ein Haifisch, ein Pfandleiher.«

Ihre Ermahnungen fruchteten nichts, im Gegenteil, ich brannte darauf, den Schwarzen Mann kennenzulernen, der es vom Kohlenhändler bis zum Konzernchef gebracht hatte. Er empfing mich in einem gemütlichen, etwas kleinbürgerlichen Büro, dessen Wände mit nagelneuen Gemälden bedeckt waren. Die Lachfalten um seine Augen vermehrten sich, als er mir von seinen märchenhaften Erfolgen erzählte. Jede Heuchelei war ihm fremd. Von seinem Reichtum sprach er mit Ehrfurcht, von seinen Feinden mit befriedigtem Ingrimm, von den Kampagnen der Zeitungen ohne Wehleidigkeit. Zum Abschied überreichte er mir seine Firmenzeitung. Sie war mit vierzehn Fotos illustriert. Auf acht davon war er selbst zu sehen, umgeben von Staatsmännern, die ihm gratulierten, Diplomaten, die ihm Grüße überbrachten, und reichgeschmückten Damen der Gesellschaft, die ihm zulächelten. Seine naive Eitelkeit hatte etwas Entwaffnendes. Er war hart, schlau und ein wenig vulgär, aber an seiner Vitalität und an seinem Mut war nicht zu zweifeln.

Für einen Mitteleuropäer ist es schwierig, den Rest von Zynismus abzustreifen, den er braucht, um in seiner Heimat moralisch und intellektuell zu überleben. Vielleicht ist dies der Grund dafür, daß mir der böse Schwede gefiel. Seine Ansichten interessieren mich nicht, und seine Erfolge lassen mich kalt. Seine Existenz aber scheint mir eine verschwiegene Wahrheit auszudrücken. Ich glaube, seine Landsleute nehmen ihm nicht nur die Millionen übel, die er besitzt, sondern auch die schamlose Offenherzigkeit, mit der er jene Wahrheit ausdrückt. Es gibt Leute, an denen sich jede Fürsorge und jede Erzie-